

Terms and Conditions

The Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Imprint:

Director: Mag. Renate Plöchl

Deputy director: Mag. Julian Sagmeister

Owner of medium: Oberösterreichische Landesbibliothek

Publisher: Oberösterreichische Landesbibliothek, 4021 Linz, Schillerplatz 2

Contact:

Email: [landesbibliothek\(at\)ooe.gv.at](mailto:landesbibliothek(at)ooe.gv.at)

Telephone: +43(732) 7720-53100

Nachdem ein rhetorischer Sieg über die in Freetown (Sierra Leone) an Bord gekommene militärische Kommission, mit knapper Not meine Gefangennahme abzuwehren vermocht hatte, ballte sich bei Teneriffa ein drohendes Ungewitter in der Gestalt dreier englischer Kreuzer zusammen, die in diesen Gewässern nach deutschen Dampfern fischten. Nach Rücksprache mit dem Kapitän, einem irländischen grobknochigen aber gutherzigen Seebären, zog ich es vor die englische Gastfreundschaft, die mir mit dem alltäglichen Hammelgericht mit Minztunke und schlechtem Bier, dem ständigen Gegröhle von „God save the king“ und dem Gepipse der Marseillaise durch eine Französin als Zugehörigkeitserklärung zur Grande Nation, schon recht an den Magen, beziehungsweise an die Galle gegangen war, zu kündigen. Ich ging angesichts des Pic de Teide an Land, nicht ohne vorher dem französischen Obersten B., einem ebenso lieben Reisegenossen als ausgezeichneten Menschen, mit dem Wunsche auf ein nicht unmögliches Wiedersehen auf irgend einem Kampffelde kräftig die Hand geschüttelt zu haben. Damals trat eben draußen in der großen Welt der Nationalhaß noch nicht so in Erscheinung.

Ich konnte mir wirklich gratulieren, bereits auf dem Wege nach Southampton gewesen, hier von der Route abgekommen zu sein, denn in England hätte mich Arrestantenkost erwartet; es war so entschieden besser.

Nach langem Umherirren und vergeblichen Bemühungen, das Land meiner Sehnsucht Europa zu erreichen, fuhr ich mit einem Spanier nach Las Palmas. Dort hielt die gleiche Arbeit meine Beine in Schwung, nämlich nach einem Schiffe zu suchen, das mich wohl mitnehmen durfte, wollte oder konnte. Mit Ausnahme der Italiener, denen eine merkwürdige Ansicht von freundschaftlichen die Beförderung österreichischer Staatsangehöriger verbot, durften sie wohl alle, gewollt hätte es auch so mancher geldlüsterne Seemann, aber das Können stieß auf arge Hindernisse. Alle von hier segelnden Schiffe waren peinlichst genauen Untersuchungen durch die zahlreichen an der marokkanischen und portugiesischen Küste lauernden Entente-Kriegsschiffe ausgesetzt, und jeder aufgefundene Deutsche oder Österreicher wurde kurzweilhaft festgenommen und nach Gibraltar geschleppt.

Das französische und englische Konsulat zahlte für jede Mitteilung, die zur Verhaftung eines Österreichers oder Deutschen führte, 50 Pesetas — so viel war er ihnen wert — und diese Kopfgelder erzeugten eine wahre Anzeigemanie. Es war also außer dem guten Willen auch eine gewisse tätige Mithilfe, zumindestens eine wohlwollende Neutralität der Schiffsbefahrung nötig, um in kritischen Augenblicken nicht verraten zu werden. Da die Besatzung zumeist mit den Gesetzen auf Kriegsfuß stand und die Leute bei Vorschubleistungen ganz erheblichen Strafen aussetzte, war die Rolle des Geldes dabei keine nebensächliche.

Ganze Tage stand ich auf der Mole, beäugte alle ein- und auslaufenden Dampfer und Segler, Holländer, Norweger, Portugiesen und Italiener, musterte kritischen Blickes Kapitäne und Matrosen, um in ihren Gesichtern zu lesen, ob sie mein Vertrauen verdienen, konnte hartnäckig in den Schreibstuben der Reedereien und Konsulate, ohne bis Februar auch nur einen Schritt weitergekommen zu sein. Ich darf sagen, daß Ehrgeiz und Tatendrang, die vorgeschobenen Posten meines vaterländischen Empfindens, kein Mittel unversucht ließen, das Terrain nach seiner Aussichtsmöglichkeit aufzuklären. Umsonst. — Eine im Stadium des Wachstums befindliche Gereiztheit war das einzige Ergebnis.

Täglich verschlang ich die Extrablätter der „Provincia“ mit den größten Moritäten der Hunnen, zwischen deren Zeilen doch der stetig wachsende Erfolg der deutschen Waffen hervorlugte, las französische und englische Zeitungen, diese Müllablagerungsstätte von Keuter und Havas und verging vor Sehnen nach der Heimat, wo Österreicher und Deutsche so übermensch-

lich Großes leisteten. Es mußte etwas geschehen! Es war einfach nicht auszuhalten, nicht auszudenken, daß ich während des ganzen Krieges auf der Alameda oder Playa umherflanieren sollte, während sich in Europa das größte Gewitter der Weltgeschichte entlud.

Da endlich! — Im matten Dunkel der halbafrikanischen Sternennacht des 6. März 1915 fuhr ich mit zwei Reisegefährten — an Bord des italienischen Transportdampfers „A . . .“ ab, dessen Kapitän beim Anblick eines nicht unerheblichen Kaufens von Silberlingen weich geworden für unsere Überfahrt sorgen wollte.

Rasch noch ein Glas kühlen Sektes bei dem lebenswürdigen deutschen Konsul auf eine glückliche Fahrt, dann steuerte das Boot hinaus in die Finsternis gegen die schwarzen Umrisse des Dampfers, der, lichtlos und mit eingezogenen Wachen gegen spionierende Neugier abgeschlossen uns erwartete. Nicht ohne einige erheitende Akrobatenkunststücke arbeiteten wir uns über eine Strickleiter auf Deck und stiegen sofort hinab in eine Kabine, deren Tür sich knarrend schloß und uns für die nächste Zeit der Reise ziemlich luftdicht von der Außenwelt dieses alten Kastens abriegelte.

Da das Gepäck nur aus dem bestand was wir auf dem Leibe trugen, waren wir der Sorge um unsere Habe ledig, aßen knurrigen Magens Italiens Nationalspeise Makkaroni und bissen uns an granithartem Schiffszwieback, den ein in die Geschäfte des Kapitäns eingeweihter Steward täglich brachte die Zähne wacklig, schliefen so gut es in dem beschränkten Raum einer Puppenstube eben ging, wuschen uns selten oder gar nicht und ließen den Bart nach Robinsons Art wuchern.

Bis Gibraltar war das Wetter stürmisch und die See ging hoch. Das war auf dem überladenen Pot, der sich in tänzelnden, geradezu gefahrvollen Schlingerbewegungen gefiel, zwar kein Vergnügen, aber unser Glück, denn bei so bewegtem Seegang konnten die zahlreichen hier kreuzenden Kriegsschiffe ihre Boote nicht aussetzen und die „A . . .“ zog unbehelligt ihren Track, bis uns eines Abends der Kapitän zusammenpackte und nach dem Maschinenschachte beförderte, wo ein Freiraum über einem Wassertank für die gefahrvollste Zeit der Durchfahrt durch die Straße von Gibraltar uns als Aufenthaltsort zugeordnet war. Eine gehobene Eisenplatte zeigte ein gähnendes Loch, in das wir nun hineinkrochen. Der hüne Stabsarzt N., der recht korpulente Direktor G. und ich, ferner drei Mann der Besatzung des untergegangenen Hilfskreuzers „Kaiser Wilhelm“, darunter ein Ingenieur, die von dem Maschinisten der „A . . .“ auf eigene Gefahr an Bord geschmuggelt worden waren. Sechs Mann lagen wir nun — gekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge — in einem Räume von viermal vier Meter im Geviert und einem Meter Höhe, eingehüllt in ägyptische Finsternis; denn die Eisenplatte war wieder aufgesetzt, die Schraube durchgezogen und Mutter für Mutter festgeschraubt worden.

Da sollte uns mal jemand finden!

So wurde Gibraltar erreicht. Es ging ganz vorzüglich. Eingeschleppt in den Kriegshafen, wurde unser Italiener vom Bug bis zum Heck, vom Steuer- nach Backbord, vom Bootsdeck bis in die zuunterst gelegenen Kohlenbunker abgeführt. Kein Winkeln des stark verdächtigen Schiffes entging den Luchsaugen der Engländer. Unsere Nerven waren in Hochspannung und der eigene Herzschlag schien unseren Ohren vernehmbar. Aber als wir endlich die Schritte sich entfernen, die Pinasse abstoßen hörten, als der Anker hoch ging und drei Schläge verkündeten, daß diese Gefahr überstanden, die Luft rein sei, da brach ein freudetolles Lachen die Grabesstille dieses stählernen Gefängnisses. Welch erlösendes Gefühl für Geist und Körper, als nach vielen Stunden Kerker die erste Schraube sich löste, der erste Lichtstrahl durch das Schraubenloch fiel! — Doch ich will mich nicht in Einzelheiten verlieren.